

Markus Lehner

# Armut und Diakonie in ländlichen Gebieten

**Wer am Land arm oder  
bedürftig ist, kann sich auf  
traditionelle soziale Netze verlassen,  
kann aber ebenso an den Grenzen  
der althergebrachten Normen  
der Gemeinschaft scheitern.  
SeelsorgerInnen können alte Formen  
der Hilfe unterstützen und neue  
vermitteln. Auch deshalb darf  
die überkommene  
Gemeindestruktur nicht  
leichtfertig aufgegeben werden.**

● »Von den Armen geht alles mit ihrem Tode unter: Das Dunkel des Lebens findet seine Entsprechung im Vergessen.«<sup>1</sup> Diese Worte des italienischen Historikers Saporì treffen auf Menschen in ländlichen Gebieten, die von Armut betroffen sind, in doppelter Weise zu: Bereits als Arme im »Dunkel des Lebens«, fallen sie als Bewohner oder Bewohnerinnen des ländlichen Raumes noch einmal aus dem Fokus der öffentlichen Wahrnehmung und dies hat Tradition. Neuere sozialgeschichtliche Untersuchungen haben längst aufgeräumt mit idyllischen Bildern eines intakten und zufriedenen Landlebens, doch nach wie vor steht im schulischen Geschichtsunterricht in der Regel allenfalls die Notlage des städtischen Industrieproletariats des 19. Jahr-

hunderts auf dem Programm. Dabei zeigen inzwischen ausführliche Studien, wie erhebliche Teile der ländlichen Bevölkerung vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein in andauernder Armutgefährdung leben mussten, ausgelöst durch die niedrige Produktivität der Landwirtschaft, ungleiche Landverteilung, hohe Abgabenlasten, sklavereiähnliche Abhängigkeitsverhältnisse und ständig wiederkehrende witterungsbedingte Hungerkrisen.<sup>2</sup>

Die Landflucht war wesentlich eine Flucht vor unzureichenden Existenzbedingungen im ländlichen Raum. Dass sich die Hoffnung auf ein besseres Leben in den Städten in vielen Fällen erst für die zweite Generation erfüllte, steht auf einem anderen Blatt. Die heute weltweit voranschreitende Urbanisierung, insbesondere die Entwicklung der Mega-Metropolen in den Ländern der »Dritten Welt«, erhält ihre Dynamik aus denselben Wurzeln. Wenn sich europäische Medien mit der Armut dieser Länder beschäftigen, steht auch dort zumeist die massierte Armut der städtischen Slumviertel im Mittelpunkt. Die ländlichen Räume kommen eher nur im Fall von Naturkatastrophen aufgrund von Dürre oder Flut ins Bild. Noch stiller ist es um die ländliche Armut in den europäischen Ländern geworden, in der Öffentlichkeit wie in der wissenschaftlichen Armutforschung.

## Die Gestalt ländlicher Armut

● Bereits das größte Diagnose-Instrument der Armutsforschung, der Blick auf die regionale Verteilung der Pro-Kopf-Einkommen, zeigt allerdings die Benachteiligung überwiegend ländlich geprägter Regionen auf. Dabei liegen Armut und Reichtum in Europa regional oft eng nebeneinander. In einer vergleichenden Untersuchung aus dem Jahr 1992 erwies sich die Stadt Hamburg als reichste Region Europas. Das europäische Schlusslicht fand sich nicht weit entfernt in der eher ländlich geprägten Region Thüringen, die noch hinter benachteiligten ländlichen Regionen in südeuropäischen Ländern lag.<sup>3</sup>

Dieser statistische Zugang vernachlässigt jedoch Unterschiede zwischen Land und Stadt innerhalb dieser Regionen. Näher kommt man der Armutssituation in ländlichen Gebieten, wenn man die Pro-Kopf-Einkommen der Größe des Wohnorts zuordnet. Neuere Zahlen für Österreich zeigen auch bei diesem Zugang eine klare Benachteiligung des ländlichen Raumes. Im Jahr 1996 lagen die Pro-Kopf-Einkommen in Gemeinden mit mehr als 10.000 Einwohnern um 16,4% über jenen der Bewohner des ländlichen Raumes. Die Großstadt Wien ist noch ein Stück höher auf der Einkommensskala positioniert.<sup>4</sup>

Nun ist zu beachten, dass hier noch keinerlei Differenzierungen vorgenommen sind unter den Menschen, die in diesen Regionen leben. Das Einkommen des Managers mit Villa in einer Stadtrand-Gemeinde wird hier ebenso dem ländlichen Raum zugeordnet wie die Mindestpension des Altbauers eines kleinen Bergbauernhofs. Dabei könnte es sein, dass es diesem als Mindestpensionisten noch besser geht als dem Hof-erben, der von der Landwirtschaft leben muss. Immerhin 9% der Bauern und Bäuerinnen sind nach den Kategorien des österreichischen Sozialberichts armutsgefährdet. Gemäß einer Unter-

suchung auf EU-Ebene machen die Landwirte (trotz ihres relativ geringen Bevölkerungsanteils) 7% der benachteiligten Haushalte aus, beinahe so viele wie die Arbeitslosen mit 9%. Die Selbständigen in Land- und Forstwirtschaft nehmen auch

*» 9% der Bauern und Bäuerinnen sind armutsgefährdet. «*

in der österreichischen Einkommensteuerstatistik eine Sonderstellung ein: 78% von ihnen zahlen aufgrund zu geringen Einkommens keine Einkommensteuer. Bei den Einkünften aus Gewerbebetrieben betrifft dies nur 46%.<sup>5</sup>

Die Struktur der ländlichen Armut unterscheidet sich auf den ersten Blick wenig von derjenigen im städtischen Bereich. Auch hier sind insbesondere die Haushaltstypen der Familien mit Kindern und der Alleinerziehenden stark von materiellen Benachteiligungen betroffen, wie eine Untersuchung in Deutschland ergab.<sup>6</sup> Eine Publikation aus Österreich nennt besonders (Langzeit-)Arbeitslose und allein erziehende Frauen als Beispiele für soziale Problemlagen am Land.<sup>7</sup> Die Problemkreise überlagern sich jedoch anders als in der Stadt: »Fehlende Mobilität, kein Auto haben, heißt fern sein von sozialer, wirtschaftlicher Infrastruktur. Einsparungen im öffentlichen Verkehr bedeuten für viele fern sein von Gesundheitsdiensten, von Arbeitsplätzen, von Bildungs- und Einkaufsmöglichkeiten, weil diese in ländlichen Gegenden oft nicht ausreichend vorhanden sind. Familien sind oft kinderreicher, dennoch sind zu wenig Arbeitsplätze vorhanden, als dass zwei erwerbstätige Haushaltsmitglieder die Familie ernähren könnten ... Ebenso gibt es weniger Kinderbetreuungsplätze, sodass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erschwert ist.«<sup>8</sup> Die geringere Bevölkerungsdichte ist demnach sehr wohl ein relevanter Faktor für die Gestalt der Armut im ländlichen

Raum. Bezeichnend ist aber auch, dass Armut entsprechend der Eigenart ländlicher Sozialräume offensichtlich anders »verarbeitet« wird als im städtischen Umfeld.

## Armut und Hilfe im Schatten

● »Dass jemand Probleme hat, merke ich daran, dass er sich nicht mehr sehen lässt«, erzählt ein Landpfarrer bei einer Fortbildungstagung. Es ist charakteristisch für ländliche Armut, dass sie im alltäglichen Leben kaum spürbar oder sichtbar ist, nicht ins Auge springt. Vor allem in eher abseits der Zentren gelegenen Orten, die einen dörflichen Charakter bewahrt haben, prägen Dorfföflichkeit und althergebrachte Werthaltungen und Einstellungen dem Umgang mit

*»Dass jemand Probleme hat,  
merke ich daran, dass er sich  
nicht mehr sehen lässt.«*

Armut einen besonderen Charakter ein. Auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, hat am Land eine stigmatisierende Wirkung, die in der Anonymität der Stadt kaum zum Tragen kommt.

Trotz aller Überformung durch moderne Individualisierungstendenzen spielt das althergebrachte Bewusstsein, eine Solidargemeinschaft zu sein, im dörflichen Leben eine wichtige Rolle. Seit jeher bedeutete dies – positiv formuliert –, dass jeder im Bedarfsfall auf die Solidarität der örtlichen Gemeinschaft zählen kann. Negativ formuliert hieß dies: Wer nicht mehr normal »funktioniert«, der fällt der Gemeinschaft zur Last, wobei Normalität bedeutete, in der Produktionsgemeinschaft Familie – wozu auch das Gesinde zählte – weitgehend autonom zu produzieren und für die eigene materielle Existenz verantwortlich zu sein. »Aus der Sicht dieser »normal

funktionierenden« Gemeindemitglieder schmäleren die Nicht-Arbeitenden (Armen, Randständigen) das eigene knappe Auskommen.«<sup>9</sup>

Diese kollektive Verantwortung für die ortsansässigen Armen bildete über lange Strecken der europäischen Geschichte das tragende soziale Netz in den lokalen Gemeinwesen. Die Armenversorgung war bis ins 19./20. Jahrhundert nach dem Prinzip des Heimatrechts geregelt: Anspruch auf Unterstützung hatte man nur im Heimatort. Erst die Mobilisierung der Gesellschaft durch die Industrialisierung machte dies nicht mehr praktikabel. Als erster deutscher Staat ging Preußen 1842 vom Heimatprinzip ab und führte den »Unterstützungswohnsitz« im Armenrecht ein. In Österreich wehrten sich die Städte lange Zeit erfolgreich gegen die Übernahme der »Armenlast«, hier galt das Heimatprinzip bis 1938.<sup>10</sup> Hier ist also die ältere Generation noch in dem Bewusstsein erzogen worden, dass Bedürftigkeit bedeutet, der Gemeinde zur Last zu fallen – und Gemeinde trägt im ländlichen Raum nicht das anonyme Gesicht einer städtischen Beamtenschaft, sondern trägt die Gesichter der Nachbarn und Bekannten.

Natürlich war diesem kommunalen Sozialnetz immer das Prinzip der vorrangigen Unterstützung durch Familie und Verwandtschaft vorgelagert. Auch heute noch wird im ländlichen Bereich in der Regel alles versucht, um soziale Problemlagen zunächst im familiären und verwandtschaftlichen Rahmen unter Kontrolle zu halten. Gelingt dies nicht, so ist dies ein öffentliches Eingeständnis des Versagens. Es wird vielfach als Schande für die ganze Familie empfunden, wenn jemand aus der definierten Normalität herausfällt. Er steht damit der gesamten Dorfföflichkeit gegenüber. So wird das Nicht-Funktionieren der Arbeitskraft, ob durch Arbeitslosigkeit oder durch eine die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigende Krankheit soweit wie

möglich verborgen gehalten. Insbesondere den Menschen im ländlichen Raum ist »Arbeitsamkeit« »zum zentralen Muster, zur generierenden Struktur individueller und gesellschaftlicher Integration bzw. Desintegration« geworden.<sup>11</sup> Dass »jeder Arbeit findet, wenn er nur will«, gilt bei dem am Land üblichen Nebeneinander von formeller Lohnarbeit und informeller Erwerbstätigkeit als unmittelbar einsichtiges Dogma: Hier beim Hausbau zu helfen, dort beim saisonalen

### »Unterstützung durch Familie und Verwandtschaft«

Weinbau, beim Holzmachen oder bei der Obst-ernte, ist ein selbstverständlich erwarteter Beweis für die Akzeptanz der gemeinschaftlichen Normen. Die Inanspruchnahme ortsfremder, sozialstaatlicher Institutionen sozialer Hilfe ist verpönt und wird soweit wie möglich vermieden. Dass sie nicht nach der gängigen, stark auf Gegenseitigkeit und moralischem Anspruch beruhenden Logik des Helfens funktionieren, sondern eher auf der Basis abstrakter, kaum durchschaubarer gesetzlicher Regelungen, macht sie verdächtig.

In den Wohnsiedlungen, die überall im Umfeld der Städte als Zuzugsgebiet für eine relativ gut situierte städtische Mittelschicht entstanden sind, gleicht das soziale Leben dagegen weithin demjenigen in den Städten. Diese Zuzügler aus der Stadt sehen das Land im Wesentlichen als attraktiven Wohnstandort, haben aber kaum die Absicht, die städtische Lebensweise mit ihrer Trennung von Privatleben und Öffentlichkeit aufzugeben und »Dörfler« zu werden. Auch hier gibt es Armutssituationen. Hinter manch fein herausgeputzter Fassade eines neuen Einfamilienhauses droht eine Familie von ihren Schulden erstickt zu werden. Dies alles spielt sich jedoch in der selbstverständlichen Anonymität der ur-

banen Lebensweise ab. Auch die Bewältigungsmuster sind individualisiert. Für diese am Land lebenden Städter ist die Inanspruchnahme sozialstaatlicher Unterstützungsformen und professioneller Beratungsdienste im Bedarfsfall durchaus eine akzeptable Option.

### Inkulturierte Diakonie

- Familiäre Unterstützung, gegenseitige Nachbarschaftshilfe und gemeinschaftliches Zusammenstehen bei eklatanten Notfällen – auch wenn diese in traditionellen Wirtschafts- und Lebensformen gründenden Hilferessourcen nicht mehr durchgängig für den ländlichen Raum charakteristisch sind, haben sie weiterhin großes Gewicht. Sie stellen damit auch die entscheidenden Rahmenbedingungen kirchlicher Diakonie und Caritasarbeit dar. Es gibt kein allgemein gültiges Strickmuster kirchlicher sozialer Arbeit, das überall nur anzuwenden wäre. Diakonie bzw. Caritas (ich verwende die Begriffe synonym) muss immer ein Inkulturationsgeschehen<sup>12</sup> in ganz konkrete Lebenszusammenhänge sein, will sie tatsächlich lebensfördernd und nicht kolonialisierend wirken. Inkulturation bedeutet jedoch keineswegs bloße Anpassung, sondern basiert auf einem kritisch-aufmerksamen Wahrnehmen dessen, was an Stärken und auch an Defiziten vorhanden ist.

Vorrangiges Ziel diakonischen Engagements im ländlichen Raum muss es sein, die bestehenden Hilferessourcen zu stützen und zu stärken. Caritas beginnt nicht erst mit der Errichtung eines pfärrlichen Caritas-Ausschusses. Erste Caritaspflicht ist vielmehr das bewusste Wahrnehmen und Fördern der vielen Formen von Nachbarschaftshilfe und gegenseitiger Solidarität, der unscheinbaren Pflege- und Unterstützungsleistungen im Familien- und Verwandtschaftskreis.

Sodann sollte es eine wahrgenommene Aufgabe kirchlicher Verkündigung sein, all das im Gespräch positiv wertzuschätzen, bei Gelegenheit diese verborgenen Schätze auch ans Licht der (liturgischen) Öffentlichkeit zu bringen.

Erst subsidiär ist es sinnvoll, kirchliche Diakonie am Ort in eigene, neue Organisationsformen zu gießen – und in so manchen Fällen wird dies auch nötig sein. Die herkömmlichen ländlichen Selbsthilferessourcen funktionieren nämlich primär in Bezug auf »klassische« soziale

*»die verborgenen Schätze  
ans Licht der (liturgischen)  
Öffentlichkeit bringen«*

Problemlagen wie Alter, Armut, Behinderung und Krankheit. »Traditionelle Mentalitäten – für sich selbst sorgen, Arbeitsamkeit, Prinzip der Gegenseitigkeit von Hilfe – erschweren jedoch die Akzeptanz neuer Problemlagen von Arbeitslosen, Verschuldeten, Drogenabhängigen oder psychisch Kranken.«<sup>13</sup> Auf derartige »moderne« Probleme vermag die dörfliche Lebenswelt oft nicht anders als mit Unverständnis, Ausgrenzung und Verleugnung zu reagieren. In vielen Fällen wird es hier eher darum gehen, kompetent über Unterstützungsmöglichkeiten und Hilfen außerhalb des Ortes zu informieren und die Betroffenen weiterzuvermitteln, als am Ort eigene Strukturen aufzubauen.

Ein klares Defizit ländlicher Hilferessourcen ist ihre Binnenorientierung, die fremde Not – und die Not fremder Menschen – weitgehend ausblendet. Es war historisch gesehen immer eine zentrale Aufgabe der kirchlichen Diakonie, sich auch der fremden Bettler, der durchreisenden Armen anzunehmen. In dieser Beziehung ist sie auch heute als prophetische Kraft herausgefordert. Legendar ist der Fall eines oberösterreichischen Landpfarrers, der sich in der Nach-

kriegszeit in seiner Gemeinde weigerte, am Sonntag die Kirche aufzusperren und die Messe zu halten, bis einige Flüchtlingsfamilien eine Unterkunft gefunden hätten.

Als kritisches Potential ist kirchliche Diakonie auch angesichts der häufig zu beobachtenden Abwertung und Ausgrenzung sozialer »Problemfälle« am Ort gefordert. Fast überall gibt es einzelne Personen und Familien, bei denen sich Problemlagen wie Arbeitslosigkeit bzw. Sozialhilfebedürftigkeit, Erziehungs-, Beziehungs- und Suchtprobleme häufen und überlagern. Oft handelt es sich um Familien, die bereits seit Generationen einen einschlägigen Ruf haben und im örtlichen sozialen Gefüge als bestenfalls geduldeter Fremdkörper betrachtet werden. Sich als Seelsorger einer derartigen Sozial-Dynamik zu verweigern bedeutet unweigerlich einen Affront für das Dorf-»Establishment«, ist also keine einfache Sache. Es ist verständlich, dass viele den einfacheren Weg gehen, wie jener Pfarrer, der sich eigens an die zuständige Caritas-Stelle wandte mit der dringenden Bitte, es dürfe nur ja nicht bekannt werden, dass eine gewisse Familie von der Caritas unterstützt worden sei – ansonsten sehe er schwarz für das Ergebnis der kommenden Caritas-Haussammlung.

**Landpfarren als Bauernopfer**

- Soll Diakonie ein lebendiger Grundvortrag kirchlichen Gemeindelebens vor Ort sein, so setzt dies voraus, dass es dort ein funktionierendes und theologisch verantwortetes Gemeindeleben gibt. Sieht man sich die aktuellen Personal- und Pastoralpläne in vielen deutschsprachigen Diözesen an, so hat man allerdings allen Grund zu zweifeln, ob dies in Zukunft für den ländlichen Raum gewährleistet ist. Gerade dort sind unter unverfänglichen Begriffen wie Seel-

sorgeräume, Seelsorgseinheiten oder Pfarreiverbände massive Fusionierungs- und Konzentrationsbestrebungen im Gange. Die Landpfarren drohen zum Bauernopfer zu werden in strategischen Planungen, die letztlich darauf abzielen, die Zahl der Pfarren allmählich der sinkenden Zahl an Priestern anzupassen. Wer allerdings meint, in Landpfarren genügen ohnehin – eine sporadische Mindestversorgung mit priesterlichen Diensten vorausgesetzt – die Ausbildung von Wortgottesdienstleitern zur Aufrechterhaltung eines liturgischen Notbetriebs und vage Aufrufe zu mehr ehrenamtlichem Engagement, der schaufelt den Landpfarren das Grab.<sup>14</sup>

In der langen Geschichte christlichen Lebens in Europa hatten die Pfarrer vor allem in den ländlichen Regionen viel mehr als nur liturgische Funktionen inne. Sie fungierten als »Wohlfahrtsunternehmer«, indem sie die lokale Armenversorgung organisierten und stabilisierten<sup>15</sup>, später in den aufgeklärt absolutistischen Regimen als lokale Wohlfahrtsbeamte. Dass ihnen in den ländlichen Gemeinwesen gerade in sozialer Hinsicht nach wie vor eine wichtige Rolle zukommt, wird etwa daran sichtbar, dass der zunehmende Ausfall der Landpfarrer aus Sicht der Sozialarbeit als Aspekt der psychosozialen Unterversorgung der Peripherie gewertet wird.<sup>16</sup>

Neben ihrer eigenen seelsorglichen Tätigkeit und dem Bereitstellen von Lebenshilfen haben sie einen wichtigen »Pförtnerdienst« zu leisten: eine Vermittlungsfunktion zu Hilferessourcen außerhalb des lokalen Umfelds. Dabei hilft ihnen ihr Vertrauensvorsprung als jemand, der in einer gewissen Distanz zum lokalen Gemeinwesen mit seinen Vorurteilen und ungeschriebenen Gesetzen steht, dem aber doch (im positiven Fall) eine hohe Kompetenz zur Mitgestaltung und zur individuellen Lebenshilfe zugestanden wird.

Voraussetzung dafür ist jedoch, dass Seelsorger (oder Seelsorgerinnen) am Ort mit den Menschen mitleben und dabei die nötige Sensibilität für die Nöte und Sorgen im Ort entwickeln können. Auch wenn es nicht in allen Fällen Priester sein können, braucht es theologische und

»die Mühen der Umsetzung  
diakonischen Handelns mittragen«

spirituelle Kompetenz, um die Gemeinden bei der Suche nach einem Leben zu begleiten, das die Herausforderungen der Zeit unter dem Anspruch des Evangeliums annimmt. Und Diakonie wird auf Dauer nur jemand überzeugend predigen können, der auch die Mühen der Umsetzung diakonischen Handelns solidarisch mitträgt.

<sup>1</sup> Zit. nach: W. Fischer, Armut in der Geschichte, Göttingen 1982, 7.

<sup>2</sup> Vgl. ebd., 10-15;

<sup>3</sup> E.-U. Huster, Armut in Europa, Opladen 1996, 43f.

<sup>4</sup> Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, Bericht über die soziale Lage 1998, Wien 2000, 93.

<sup>5</sup> Ebd., 77.

<sup>6</sup> K.A. Chassé, Ländliche Armut im Umbruch. Lebenslagen und Lebensbewälti-

gung, Opladen 1996, 250.

<sup>7</sup> Vgl. J. Lange, Ländliche Lebenswelten im Umbruch, in: J. Lange/K. Fellöcker, Sozialarbeit im ländlichen Raum, St. Pölten 1997, 22ff.

<sup>8</sup> Österreichisches Netzwerk gegen Armut und soziale Ausgrenzung (Hg.), Dokumentation – 2. Österr. Armutskonferenz 20.-21.1.1997, Salzburg 1997, 96.

<sup>9</sup> H. Gängler, Heile Welt im Modernisierungsschock?, in: H. Pfaffenberger/K.A.

Chassé (Hg.), Armut im ländlichen Raum, Münster 1993, 227.

<sup>10</sup> Vgl. M. Lehner, Caritas – Die soziale Arbeit der Kirche. Eine Theoriegeschichte, Freiburg i.Br. 1997, 250.

<sup>11</sup> Chassé, Armut, 326.

<sup>12</sup> Vgl. M. Lehner, Caritas als Inkulturationsgeschehen, in: M. Manderscheid/H.-J. Wollasch (Hg.), Die ersten hundert Jahre, Freiburg i.Br. 1998, 56ff.

<sup>13</sup> Vgl. J. Lange, Ländliche

Lebenswelten, 25.

<sup>14</sup> Vgl. M. Lehner, Bauernopfer: Landpastoral am Scheideweg, in: ThPQ 143(1995) 149-157.

<sup>15</sup> A.D. Swaan, Der sorgende Staat, Wohlfahrt, Gesundheit und Bildung in Europa und den USA der Neuzeit, Frankfurt 1993, 40.

<sup>16</sup> Vgl. M. Wiesheu-Struck, Sozialarbeit auf dem Land. Zielgruppen-Probleme-Formen, Freising 1993, 72.